



Lukas Vischer: Wachsende Gemeinschaft - die ökumenische Bewegung zwischen Illusion und Hoffnung

1. Ort und Zeitpunkt des Erscheinens

Evangelische Theologie 53. Jahrgang Heft 3, Gütersloh 1993, 186-201.

2. Historischer Zusammenhang

Von 1981 bis 1992 war Lukas Vischer ausserordentlicher Professor für Ökumenische Theologie an der Theologischen Fakultät der Universität Bern. Diese Abschiedsvorlesung hielt er am 26. 11. 1992.

3. Inhalt

Warum ist die ökumenische Bewegung in den letzten Jahren trotz vieler Aktivitäten derart ins Stocken gekommen, während der Traditionalismus mit seinem klaren Profil mit einem Vorsprung an Plausibilität rechnen kann? - Je bedrängender die Fragen, desto willkommener sind eindeutige Antworten. Aber das ist nicht alles. Die ökumenische Bewegung hat sich, von den Kirchen grundsätzlich akzeptiert, institutionalisiert und beginnt bereits bürokratische Züge zu tragen. Eine Weile lang schien der konziliare Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung den Rahmen für einen neuen Anfang zu bieten. Aber auch dieser Aufbruch kam nicht zum Tragen.

These: Die Ziele der ökumenischen Bewegung waren getragen von der Perspektive einer Entwicklung der Menschheit auf wachsende Freiheit, Gerechtigkeit und Gemeinschaft hin. Die drei Bewegungen für Mission, für Glauben und Kirchenverfassung und für Praktisches Christentum antworteten positiv auf die wachsende Interdependenz der Menschheit und suchen seither, die Kirchen zu einem gemeinsamen Zeugnis zusammenzuführen. - Steht aber nicht inzwischen das Überleben der Menschheit auf dem Spiel? Angesichts der ökologischen Krise wird immer deutlicher, dass menschliche Planung die Entwicklung nicht in den Griff bekommt. Die hoffnungsvolle Interpretation der wachsenden Interdependenz war vermutlich von jeher eine *Illusion*. Wie, wenn sich die kollektiven Fehlentscheidungen so häufen, dass den Kräften des Todes immer breiterer Eingang gewährt wird? Auf ein *Ende* der Geschichte war die ökumenische Bewegung bisher nicht eingestellt. Ihre Hemmung, die Jenseitigkeit des Reiches Gottes ernst zu nehmen, wurzelt zum Teil in der berechtigten Kritik, die Kirche vertröste die Unterdrückten und Leidenden auf Gottes Reich, statt für Befreiung und Gerechtigkeit auf dieser Erde zu kämpfen. Ist es aber nicht genau so eine Verkürzung, wenn die Jenseitigkeit von Gottes Reich zum Tabu wird? Die ökologische Krise ist im Grunde eine Demütigung des *homo faber* und der ökumenischen Bewegung.

Der Test der ökumenischen Bewegung besteht heute darin, inwieweit sie durch ihr gemeinsames Zeugnis die Kirchen instand zu setzen vermag, an der Seite der Unterdrückten zu stehen und für die leidende Schöpfung Partei zu nehmen. Die Kraft zu einem neuen Aufbruch in der ökumenischen Bewegung wird dadurch kommen, dass wir tiefer in jene *Hoffnung* hineinwachsen, die auf der Gemeinschaft mit Christus, seinem Kreuz und seiner Auferstehung beruht; dass wir das Kommen des Reiches radikaler von Gottes Initiative erwarten; dass wir diese Botschaft in die Welt tragen, deren Hoffnungen stets von neuem enttäuscht werden; dass die Kirchen dieser Welt, ob sie nun besteht oder vergeht, in der Kraft von Gottes Ja begegnen. In dieser Hoffnung erhalten die klassischen Ziele der ökumenischen Bewegung – Mission, Einheit und Dienst – wieder ihren guten Sinn und Taufe und christliche Askese als Frage nach einem sozial und ökologisch verträglichen Mass neue Bedeutung.

Wachsende Gemeinschaft – die ökumenische Bewegung zwischen Illusion und Hoffnung*

Lukas Vischer

I

Was ist geschehen? Warum ist die ökumenische Bewegung in den letzten Jahren derart ins Stocken gekommen? An Aktivitäten fehlt es zwar nicht, an gegenseitigen Besuchen und feierlichen Communiqués, an Tagungen, Begegnungen, Dialogen und nicht zuletzt an einer Plethore von Veröffentlichungen und Dissertationen. Und doch ist der Elan offensichtlich aus der Bewegung gewichen. Kaum jemand, jedenfalls kaum jemand in der jüngeren Generation, verbindet mit diesen Aktivitäten noch große Hoffnungen. Wer die Dinge nüchtern betrachtet, kann sich der Folgerung nicht verschließen, daß heute von „wachsender Gemeinschaft“ kaum die Rede sein kann. Ein merkwürdiges Bild ist entstanden:

- Die Kirchen versichern, daß sie sich nach wie vor zur ökumenischen Bewegung bekennen, und weisen darauf hin, was sie alles getan haben und noch tun, um die gute Sache zu fördern. In Wirklichkeit ist aber ihr Herz anderswo: Wenn sie sich nicht in internen Auseinandersetzungen um Autorität und Ordnung aufreiben oder in Finanzsorgen verkommen, suchen sie Antworten auf die theologischen Fragen, die unmittelbar vor ihnen liegen – und diese sind so übermächtig groß, daß für übergreifende und langfristige Überlegungen kaum Zeit und Kraft bleiben. Eine gewisse Ratlosigkeit breitet sich aus. Das gilt in erster Linie für die Kirchen des Nordens. Die Situation ist anders in den Kontinenten des Südens. Viele Kirchen sind dort in raschem Wachstum begriffen. Ökumenische Initiativen sind aber auch für sie nicht die erste Priorität.
- Der Traditionalismus in allen seinen Formen – Evangelikalismus, Fundamentalismus, Integrismus – hat bessere Chancen. Alle Positionen, die mit klarem Profil daherkommen, können von vornherein mit einem Vorsprung an Plausibilität rechnen und vermögen Menschen auch zu übergreifenden Projekten zu mobilisieren. Ob die katholische Kirche unter dem Pontifikat von Papst Johannes Paulus II. oder die

* Berner Abschiedsvorlesung vom 26. November 1992.

evangelikal oder pfingstlich inspirierten Bewegungen – sie vermögen zu sagen, was *jetzt* gilt und müssen die gemeinsame Auskunft über den Glauben nicht wie die ökumenische Bewegung in die Zukunft verschieben. Je bedrückender aber die Fragen, desto dringender und auch willkommener sind eindeutige Antworten.

- Die ökumenische Bewegung hat dazu augenblicklich keine Alternative anzubieten. Von den Kirchen grundsätzlich akzeptiert, hat sie sich institutionalisiert und beginnt bereits bürokratische Züge zu tragen. Übergreifende Impulse können darum augenblicklich von ihr nicht erwartet werden. Gewiß, der ökumenische Gedanke ist nach wie vor lebendig: Auf der Ebene der Gemeinden werden die konfessionellen Grenzen mit großer Selbstverständlichkeit überschritten und zahlreiche Bewegungen – Dritte-Welt-Gruppen, Menschenrechtsarbeit, die Friedensbewegung, das ökologische Engagement sowie die feministische Bewegung – sind, ohne sich lange dabei aufzuhalten, bereits in ihrem Ansatz ökumenisch. So groß die Affinität unter ihnen ist, haben sie sich doch bisher nicht zu einer gemeinsamen Vision zusammengefunden. Eine Weile sah es so aus, als ob der konziliare Prozeß für Gerechtigkeit, Friede und die Bewahrung der Schöpfung den Rahmen für einen neuen Anfang bieten würde. Aber auch dieser Aufbruch ist zum mindesten bis zum heutigen Tag nicht zum Tragen gekommen.

II

Woran liegt es? Es wäre zu kurz gegriffen, die Gründe ausschließlich außerhalb der ökumenischen Bewegung zu suchen. Es genügt zum Beispiel nicht, Angst und Bedürfnis nach Sicherheit dafür verantwortlich zu machen, also zu der einfachen Erklärung zu greifen, daß die Menschen angesichts der wachsenden Unsicherheiten vor den Anforderungen der ökumenischen Bewegung in den Hafen einfacher Gewißheiten flüchten. Und es hilft auf alle Fälle nicht viel weiter, über die konservative Haltung bestimmter Hierarchien zu klagen und die Wende von zukünftigen Pontifikaten zu erwarten. Die Gründe liegen meines Erachtens auch in der ökumenischen Bewegung selbst: in ihren Visionen, ihrem Selbstverständnis und ihrer Spiritualität.

Eine erste Antwort soll in Form einer *These* versucht werden: Die Ziele der ökumenischen Bewegung waren in den letzten Jahrzehnten, ohne daß das immer bewußt war, von der Perspektive der Entwicklung der Menschheit auf wachsende Freiheit, Gerechtigkeit und Gemeinschaft getragen. Heute werden die Grenzen dieser Entwicklung immer deutlicher erkennbar. Angesichts der rasch fortschreitenden Zerstörung der Existenzgrundlagen des Menschen werden die Ziele, die sich die ökumenische Bewegung gesetzt hat – jedenfalls in der Formulierung, die allgemein rezipiert ist – erschüttert. Die biblischen Aussagen über das Reich Gottes, das gleichzeitig nicht von dieser Welt und mitten unter uns ist, müssen in ihrer zentralen Stellung neu erkannt und auf ihre Konsequenzen hin durchdacht werden. Die Hoffnung, das Gebet und das Handeln

der ökumenischen Bewegung können allein dadurch auf fester Grundlage erneuert werden.

III

Diese These bedarf der Erklärung und Entfaltung. Die Ursprünge der ökumenischen Bewegung können unter verschiedenen Aspekten beschrieben werden. Sie ist aber auf alle Fälle auch eine Antwort auf die zunehmende Interdependenz der Menschheit gewesen. Die Kirchen sahen sich durch die Entwicklung des industriellen Zeitalters in eine neue Situation versetzt: die Oikumene war überschaubar geworden. Neue Räume taten sich auf, und die Kirchen hatten sich in neuen Zusammenhängen zu bewähren – auf der einen Seite Chancen, die bisher nicht offen gestanden hatten, auf der anderen Seite Bedrohungen und Konflikte, die frühere Zeiten so nicht gekannt hatten. Die Aufgabe, dieser Situation gerecht zu werden, trieb die Kirchen dazu, sich über konfessionelle und nationale Grenzen zusammenzufinden.

Denken wir an die Anfänge in der missionarischen Bewegung. Die Verkündigung des Evangeliums „bis an die Enden der Erde“ war erst durch die beginnende Interdependenz der Menschheit überhaupt möglich geworden. John R. Motts berühmte Devise – das Evangelium der *ganzen* Menschheit in *diesem* Jahrhundert verkünden! – wird erst auf diesem Hintergrund ganz verständlich. Was wir in der Regel als den ersten Akt der neueren ökumenischen Bewegung bezeichnen – die Weltmissionskonferenz von Edinburgh 1910 – war der Versuch, diesem missionarischen Unternehmen gemeinsam Gestalt zu geben. Und immer deutlicher wurde es: diese missionarische Bewegung konnte auf die Dauer nicht das Unternehmen des Westens bleiben. Der missionarische Auftrag war die Sache aller Kirchen – im Norden und im Süden, im Westen und im Osten. Eine missionarische Gemeinschaft auf sechs Kontinenten mußte entstehen.

Denken wir an die Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung. Sie entstand aus der Einsicht heraus, daß die lehrmäßigen und strukturellen Differenzen zwischen den Kirchen nicht überspielt werden dürfen, wenn die erstrebte Gemeinschaft auf solider Grundlage ruhen sollte. Die Kirchen mußten vielmehr dahin kommen, einander vorbehaltlos und ausdrücklich als Kirche Jesu Christi anzuerkennen. Aber nicht allein um gegenseitige Anerkennung ging es: Die Bewegung suchte zugleich Auskunft darüber zu geben, wie die „Einheit, die wir suchen“ auszusehen habe. Immer deutlicher wurde es, daß die Einheit auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens Wirklichkeit werden mußte, zuerst auf lokaler Ebene, da wo Christen zusammen Gottesdienst feiern, leben und Zeugnis ablegen; dann aber angesichts der zunehmenden Interdependenz der Menschheit auch auf universaler Ebene. Immer dringender wurde es, daß die ihrem Wesen nach von jeher eine, alle Grenzen und Barrieren zwischen Menschen überschreitende Kirche in und gegenüber der Menschheit als Zeichen von Gottes Gegenwart und Versöhnung sichtbar wurde. Der Ge-

danke der „konziliaren Gemeinschaft“ brachte diese Vision zum Ausdruck: eine weltweite und umfassende Gemeinschaft, in die die verschiedenen Traditionen so eingebracht wurden, daß sie sich füreinander öffneten, eine Gemeinschaft, die in der Lage ist, gemeinsam zu feiern, gemeinsam zu beraten, zu entscheiden und gemeinsam Zeugnis abzulegen.

Und denken wir an die Bewegung für „Praktisches Christentum“ und die ihr verwandten Bewegungen. Ihre Wurzeln reichen bis ins 19. Jahrhundert zurück. Die sozialen Konflikte, die sich mit dem immer rascher werdenden gesellschaftlichen Umbruch einstellten, verlangten eine gemeinsame Antwort. Die Bewegung für „Praktisches Christentum“ wurde vor allem durch die Erfahrung des Ersten Weltkrieges geprägt: In dem Maße, in dem die Auseinandersetzungen und Konflikte globale Ausmaße annahmen, war eine neuartige Versöhnungsarbeit gefordert. Und seither ging es im Grunde immer um dasselbe: das Zeugnis der Gerechtigkeit und des Friedens in einer immer komplizierter in sich selbst verhängten Welt. Die Bewegung rief zur Versöhnung und zum Wiederaufbau nach der Zerstörung des Krieges auf; sie suchte in den dreißiger Jahren den kirchlichen Widerstand gegen die nationalsozialistische Doktrin weltweit zu formieren; sie suchte nach dem Zweiten Weltkrieg die Konfrontation der Großmächte zu mildern und warnte konsequent vor der Gefahr eines dritten – diesmal mit atomaren Waffen geführten – Weltkrieges; im Gegensatz zu den gesellschaftlichen Ideologien brachte sie das Konzept der „Verantwortlichen Gesellschaft“ ins Gespräch; sie nahm Partei für die Völker unter kolonialer Herrschaft und trat später für eine gerechtere ökonomische Ordnung ein. Theologie der Revolution, Programm zur Bekämpfung des Rassismus, Theologie der Befreiung, Engagement für die Menschenrechte, Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche – diese Stichworte bezeichnen die großen Debatten, durch die die ökumenische Bewegung ging. Was dabei vor Augen stand, war immer das gleiche: eine Gesellschaft, die die Chancen der immer enger werdenden Interdependenz für den Aufbau einer gerechteren Ordnung zu nutzen verstand, statt sie im Namen kurzfristiger Interessen zu verschleudern.

So unterschiedlich die drei Bewegungen in ihren Ansätzen sind, stimmen sie doch in ihrer zentralen Zielsetzung überein: sie suchen, die Kirchen zu gemeinsamem Zeugnis zusammenzuführen. Angesichts der immer kleiner werdenden Welt mit ihren Herausforderungen greifen sie auf das Wesentliche der christlichen Tradition zurück, in das alle Kirchen einzustimmen vermögen, und suchen auf dieser Grundlage, den Auszug aus den Gehäusen der Vergangenheit in die neue geschichtliche Situation zu ermöglichen.

Die Bemühungen im Namen dieser Hoffnung blieben nicht ohne Früchte. Denn wie tiefgreifend haben sich im Laufe der letzten Jahrzehnte die Beziehungen unter den Kirchen verändert! Konfessionelle Gegensätze, die über Jahrhunderte festzustehen schienen, konnten mit einem Mal als komplementäre Interpretation des selben Evangeliums verstanden werden. In einzelnen Fällen kam es sogar zu eigentlichen Unionen. In fast allen Ländern entstanden Strukturen, die ein gemeinsames Zeugnis und

weitgehende Zusammenarbeit der Kirchen ermöglichten und mehr und mehr zur Selbstverständlichkeit werden ließen. Wie ein Schatten folgt der ökumenischen Bewegung zwar von Anfang an die Kritik derer, denen dieser Aufbruch aus den verschiedensten Gründen – echt theologischen und in vielen Fällen auch ideologischen und handfesten ökonomischen Interessen – unheimlich und zuwider war. Und doch sah es eine Weile so aus, als ob die Hoffnung auf wachsende Gemeinschaft, selbst über die Grenzen der Kirchen hinaus, zur Dominante der Christenheit geworden sei. „Die Kirche wagt es, von sich selbst als dem Zeichen der zukünftigen Einheit der Menschheit zu sprechen“, sagte 1968 die Vollversammlung des Ökumenischen Rates in Uppsala.¹

Kann aber davon noch die Rede sein? Gehen wir wirklich auf jene immer enger werdende Einheit der Menschheit zu? Müssen wir nicht im Gegenteil den zunehmenden Zerfall der Gemeinschaft feststellen? Sind wir nicht in eine Zeit der Krise eingetreten, in der immer unmißverständlicher das Überleben der Menschheit auf dem Spiel steht? Ohne daß die alten Fronten verschwunden wären, tun sich immer neue Fronten auf, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, und immer deutlicher wird es, daß menschliche Planung dem Gang der Entwicklung nicht mehr zu folgen, geschweige denn ihn in Griff zu bekommen vermag.

Die hoffnungsvolle Interpretation der zunehmenden Interdependenz war vermutlich von jeher eine Illusion gewesen. Im Rückblick stellt sich heraus, daß die Chancen und Risiken in diesem Prozeß von vornherein anders verteilt waren als allgemein angenommen wurde. Die Keime der Zerstörung, die er in sich trug, waren in Wirklichkeit weit stärker als es lange Zeit den Anschein hatte. Ohne ins Bewußtsein zu treten, war in all diesen Jahren im Grunde eine Revolution im Gang gewesen, die tiefer reichte als alle übrigen Veränderungen und an die Grundlagen des Lebens auf dieser Erde rührte – ein Umgang mit der Natur, der früher oder später Unheil bringen mußte. Die immer weiterreichenden Eingriffe in die regenerativen Zyklen der Natur, der Verschleiß der natürlichen Ressourcen, die Belastung von „Erde; Luft und Meer“ mit den Abfällen der menschlichen Produktion und vielleicht das Ungeheuerlichste: die Veränderung der klimatischen Bedingungen auf diesem Planeten durch die Emission von Treibhausgasen. Konnte das Werk der Zerstörung zunächst noch verdrängt werden, liegen die Schäden heute so offensichtlich vor Augen, daß sie nicht mehr übersehen werden können – vielleicht am eindrucklichsten in der Tatsache, daß in kurzer Zeit zahlreiche Tier- und Pflanzenarten durch menschliches Verhalten ausgerottet worden sind.

Die ökologische Krise kann nicht einfach als zusätzliches Problem eingestuft werden, als Herausforderung, die zu den bisherigen Herausforderungen und Aufgaben hinzutritt. Ihre Bedeutung wäre damit unterschätzt. Die ökologische Krise führt vielmehr zu einer Verschärfung auch der bisherigen Probleme. Sie vertieft vor allem die Ungerechtigkeit zwischen den reichen und den armen Ländern in Nord und Süd. Ihre ersten

Opfer sind die schwachen Nationen des Südens, ausgerechnet jene Völker also, die ohnehin im Nachteil sind und darüberhinaus zur Krise am wenigsten beigetragen haben. Die Auswirkungen werden aber über kurz oder lang auch den Norden erreichen. Und was wird dann geschehen? Die Gefahr ist offensichtlich, daß es im Kampf um die schwindenden Ressourcen zu Konflikten kommt, die durch neue Rücksichtslosigkeit gekennzeichnet sind.²

Die ökologische Krise macht endgültig klar, daß sich das Projekt der technologischen, industriellen Gesellschaft auf die Dauer nicht durchhalten läßt. Diese Einsicht wurde durch die Konfrontation der ideologischen Systeme in West und Ost lange Zeit aufgehalten. Sie läßt sich heute weniger und weniger verdrängen. Schon immer unfähig, Gerechtigkeit zwischen reichen und armen Ländern herbeizuführen, werden jetzt auch seine selbstmörderischen Züge sichtbar. Immer deutlicher werden seine inneren Widersprüche. Immer häufiger werden wir zu Entscheidungen gezwungen, die so oder so keine Lösung bringen. Einzig eine radikale Neuorientierung, so radikal, daß auch selbstverständlich gewordene Erwartungen an das Leben in Frage gestellt werden können, kann das Unheil aufhalten. Dürfen wir aber damit rechnen? „Die Menschheit gleicht einem Reisenden“, sagte kürzlich ein bekannter Wirtschaftstheoretiker, „der von Manila nach Bali reisen möchte; nachdem er sich aufgemacht hat, findet er zu seiner Enttäuschung heraus, daß er sich auf der Reise nach Tokyo befindet; und was tut er? Er gibt dem Kapitän den Befehl, die Geschwindigkeit des Schiffes zu senken.“³

Niemand kann die Zukunft im einzelnen voraussehen. Es ist wichtig, für jede Zukunft offen zu sein. Die Krise kann zu plötzlichen Katastrophen führen oder, was wahrscheinlicher ist, sich über eine lange Zeit hinziehen. Aspekte der Krise mögen unerwartete Lösungen finden. Vor allem die reichen Nationen mögen den drohenden Gefahren durch immer raffiniertere Technologien weit wirksamer und länger widerstehen können, als zunächst angenommen wurde. Und doch muß klar gesehen werden: jedes Bild der Zukunft, das die Möglichkeit des Endes ausblendet oder gar ausschließt, ist von vornherein unrealistisch.⁴ Das Überleben der Menschheit ist in Frage gestellt.

Die ökumenische Bewegung war auf diese Entwicklung der Geschichte bisher nicht eingestellt. Sie antwortet auf die neue Situation mit Vorstel-

² W. Benedek, ein deutscher Jurist, sagte bereits 1985: „Angesichts der Begrenztheit der Ressourcen und der Belastbarkeit der Umwelt hat der Kampf ums Überleben bereits begonnen“, in: Das Recht auf Entwicklung in universeller Sicht und im Rahmen des afrikanischen Menschenrechtsschutzes, Berlin 1985.

³ T. Haavelmo/St. Hansen, On the Strategy of Trying to Reduce Economic Inequality by Expanding the Scale of Human Activity, in: R. Goodland u. a. (Hg.), Environmentally Sustainable Economic Development, Building on Brundtland, UNESCO, Paris 1992, 42.

⁴ Dieser Mangel an Realismus ist für das westliche Denken kennzeichnend. J.-Chr. Ruffin hat recht, wenn er sagt: „Der Optimismus ist einer der Glaubenssätze, die in unserem Denken am tiefsten verankert sind“, in: L'empire et les nouveaux barbares, Paris 1991, 31.

¹ N. Goodall (Hg.), Bericht aus Uppsala, Frankfurt a. M. 1968, 15.

lungen, die in einer früheren Zeit formuliert worden waren, inzwischen aber ihre Plausibilität verloren haben.

IV

Vor allem zwei Voraussetzungen werden durch diese Entwicklung erschüttert. Beide haben mit der Interpretation der Geschichte zu tun – die erste mit Gottes Absicht in der menschlichen Geschichte, die zweite mit der Erkennbarkeit dieser Absicht in geschichtlichen Ereignissen und Entwicklungen.

1. Ökumenisches Denken ist in den letzten Jahrzehnten von der Voraussetzung ausgegangen, daß der menschlichen Geschichte ein Ziel gesetzt ist und die Kirche berufen ist, diesem Ziel zu dienen. Sie verkündet Gottes Reich, die Zukunft, die alles von Menschen Erstrebte und Realisierte übersteigt, die aber durch Christi Kreuz und Auferstehung bereits lebendige Gegenwart ist. Sie verkündet Gottes Heil jedem Menschen, und dazu gehört auch die Verkündigung von Gottes Ordnung für diese Welt: Gerechtigkeit und Frieden für die Unterdrückten, die Rechtlosen und die Opfer der Gewalt. Sie beschränkt sich im Engagement für diese Ordnung nicht darauf, dem einzelnen beizustehen, sondern setzt sich für „Strukturen der Liebe“ ein, die ein harmonisches Zusammenleben der Menschen ermöglichen. Sie wird in diesem Kampf mit den Mächten und Gewalten konfrontiert, die der Verwirklichung des Reichs entgegenstehen. Sie hat die Berufung, ihnen die Stirn zu bieten und Raum für Gottes Reich freizulegen. „Weil der Messias, der Gott und Mensch zugleich ist, vom Tode auferstanden ist, in den die pervertierte menschliche Macht ihn geschickt hat, sind Christen aufgerufen, an jedem Punkt für die Verwandlung der menschlichen Gesellschaft zu kämpfen, in der Hoffnung, daß Gott ihre Arbeit zum Guten wenden werde, ob sie Erfolg oder Mißerfolg haben“, erklärt zum Beispiel die Weltkonferenz für Kirche und Gesellschaft (1966).⁵

Der Weg wird durch viel Dunkel führen. Zahllose Opfer werden zugrunde gehen, ohne das gelobte Land gesehen zu haben. Und doch läßt sich die Geschichte als Exodus beschreiben, als Befreiung, die schließlich in die umfassende Befreiung von Sünde, Ungerechtigkeit und Leiden einmünden wird. Auch die Opfer werden zu ihrem Recht kommen. Die Leiden dieser Zeit sind in gewissem Sinne die Wehen, die der Geburt des Reiches vorausgehen.

Aber lassen sich Geschichte und Reich Gottes in dieser Kontinuität zusammensehen? Wie, wenn sich auch über große Strecken keine Zeichen des Fortschritts feststellen lassen, sondern im Gegenteil immer neue Stufen der Zerstörung erreicht werden? Wie, wenn sich die kollektiven Fehlentscheidungen so häufen, daß den Kräften des Todes immer breiterer Eingang gewährt wird? Die ökumenische Bewegung – und mit ihr auch

die große Mehrzahl der Kirchen – ist auf dieses Szenario kaum vorbereitet. Sie muß es überspielen.

Die Diskontinuität zwischen Geschichte und Reich Gottes ist aber nach dem biblischen Zeugnis weit größer als in diesen Erwartungen vorausgesetzt wird. Gott bringt sein Reich. Wenn Gott in seiner Herrlichkeit erscheint, wenn das von ihm erschaffene Leben in seiner Fülle sichtbar wird, vergehen die menschlichen Projekte. Keine Höhen menschlichen Tuns reichen an sein Handeln heran, keine Tiefen vermögen es aufzuhalten. Was Menschen bauen, steht von vornherein unter Gottes Gericht. Indem Gott sich zu dem Leben, das in Christus erschienen ist, bekennt, verwirft er auch, was ihm entgegensteht. So sehr die Kräfte des Reiches zeichenhaft bereits hier aufleuchten, wird das Reich doch nicht aus der Geschichte geboren. Unser Vertrauen für die Zukunft ist darum nicht an den Lauf der Geschichte gebunden, es beruht ausschließlich auf dem Gott, durch den „alle Dinge neu werden“.

Aussagen über das Ende und Gottes Gericht haben in der ökumenischen Bewegung nie viel Beachtung gefunden, und es ist, als ob das Thema in den Kirchen überhaupt als peinlich empfunden würde. Ich habe in den letzten Monaten dreimal Predigten über apokalyptische Texte gehört; sie begannen jedes Mal mit ausführlichen Entschuldigungen dafür, daß das Neue Testament auch solche Texte enthalte, und mündeten dann in den Versuch, die Aussagen aus den Vorstellungen der damaligen Zeit heraus „irgendwie“ verständlich zu machen. Auch in der Theologie wird das Thema aufs Ganze gesehen eher unter exegetischen und historischen als unter systematischen Gesichtspunkten verhandelt.

Warum diese tiefe Hemmung, die Jenseitigkeit des Reiches Gottes theologisch und geistlich ernstzunehmen? Sie hat ihren Grund zum Teil in der Kritik, die der Kirche vorwirft, die Unterdrückten und Leidenden auf Gottes Reich zu vertrösten, statt für Befreiung und Gerechtigkeit auf dieser Erde zu kämpfen. Diese Kritik besteht zu recht. Gottes Reich und seine Liebe dürfen nicht vergeistigt werden. Sie sind lebendige Wirklichkeit in der Geschichte. Ist es aber nicht genau so eine Verkürzung, wenn die Jenseitigkeit von Gottes Reich zum Tabu wird? Unsere Theologie und unser kirchliches Leben haben in den letzten Jahrzehnten in Anpassung an die herrschenden Vorstellungen in dieser Hinsicht eine rasante Wandlung durchgemacht. Damit ist aber auch Entscheidendes verloren gegangen. Denn die Botschaft von Gottes Kommen ist in Wirklichkeit eine Quelle von Freiheit. Indem sie über die Geschichte hinaus auf Gottes Neuschöpfung weist, verhindert sie, daß wir der Geschichte verfallen. Indem sie diese Welt für vergänglich erklärt, macht sie es möglich, erhobenen Hauptes selbst durch die Nacht zu gehen. Und es ist einzig diese Freiheit, die uns vor dem angesichts des drohenden Unheils so natürlichen Reflex bewahren kann, uns in einen möglichst eng gezogenen schützenden Kreis zurückzuziehen. Sie ist die Quelle der Liebe, die widersteht.

2. Ökumenisches Denken ist in den letzten Jahrzehnten aufs Ganze gesehen von der Voraussetzung ausgegangen, daß Gottes Absicht und Wille in

⁵ H. Krüger, Appell an die Kirchen der Welt, Stuttgart/Berlin 1967, 254.

der menschlichen Geschichte im wesentlichen erkennbar seien. Über die großen Optionen des christlichen Engagements kann nicht viel Zweifel sein. „Leben und Tod habe ich euch vorgelegt, Segen und Fluch, erwähle nun das Leben, auf daß du am Leben bleibst, du und deine Nachkommen ...“ (Dtn 30,19) Gewiß, in jeder neuen Situation mußte neu gefragt werden, was es heißt, das Leben zu erwählen. Die ökumenische Bewegung verstand sich lange Zeit mit verhältnismäßig ungebrochenem Selbstvertrauen als der Ort, an dem genau dies geschehen konnte oder doch geschehen mußte. Sie ging auch lange Zeit mit verhältnismäßig ungebrochenem Selbstvertrauen von der Erwartung aus, daß sich die einmal erkannten Forderungen grundsätzlich durchsetzen lassen. Nachdem die Fronten einmal klar waren, hing alles davon ab, inwieweit sich die Kirchen als Gottes Werkzeuge gebrauchen ließen. Sie mögen müde werden und angesichts des Widerstands den Mut verlieren. Der Glaube an das kommende Reich wird ihnen aber den längeren Atem geben. We shall overcome.

Ich bin der Überzeugung, daß der Ökumenische Rat der Kirchen im Laufe der Jahre den Kirchen immer wieder Perspektiven von entscheidender Bedeutung eröffnet hat. So umstritten manche Entscheidungen zunächst waren, haben sie sich in den meisten Fällen als richtig oder doch richtiger als die gegnerischen Positionen erwiesen. Und wer wäre dafür angesichts der schreienden Ungerechtigkeit in dieser Welt nicht dankbar! Und doch werden wir im Rückblick auf die vergangenen Jahrzehnte auch gewahr, wie unzureichend die Erkenntnis von Gottes Absicht und Willen in der Geschichte geblieben ist.

Das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten ist spätestens durch die ökologische Krise erschüttert worden. Denn während wir dieses und jenes forderten und in die Wege leiteten, waren wir mit Blindheit dafür geschlagen, daß wir im Begriff waren, das dem Menschen gesetzte Maß im Umgang mit der Natur zu überschreiten. Wir wissen jetzt, daß wir es hätten wissen können. Die ökologische Krise zwingt uns, von neuem die Frage zu stellen, wer wir eigentlich sind. Denn es können ja für das ökologische Unheil nicht irgendwelche anonymen Mächte verantwortlich gemacht werden. Es liegt auf der Hand, daß es durch uns und unser Verhalten herbeigeführt worden ist. Die ökologische Krise ist im Grunde eine Demütigung des *homo faber* und mit ihm der westlichen Zivilisation, die mit ihren Vorstellungen und Projekten die ganze Welt überzogen hatte. Sie ist eine Demütigung der ökumenischen Bewegung, die bei allem Widerspruch, den sie sonst erhoben hat, für diesen Vorgang so lange Zeit kein Auge gehabt hatte. Sie macht es offensichtlich, daß auf alle Fälle nicht „wir“ es sind, die „überwinden“ werden. So sehr Gott uns als Zeugen seines stärkeren Lebens gebrauchen will, bleiben wir doch radikal darauf angewiesen, von ihm selbst durch das Gericht getragen zu werden.

V

Ich will diese Überlegungen durch eine Illustration noch verdeutlichen – die Verwendung, die der Begriff der „Zeichen der Zeit“ in der ökumenischen Bewegung gefunden hat. Er hat lange Zeit zum festen Vokabular der ökumenischen Bewegung gehört⁶, vor allem nachdem auch das Zweite Vatikanische Konzil ihn sich zu eigen gemacht hatte. „Zur Erfüllung ihres Auftrags“, heißt es in der Pastoralen Konstitution „Gaudium et Spes“ (§ 4), „obliegt der Kirche alle Zeit die Pflicht, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Lichte des Evangeliums zu deuten. So kann sie dann in der jeder Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen nach dem Sinn des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens und nach dem Verhältnis beider zueinander Antwort geben.“

Wie wurden die Zeichen der Zeit damals gelesen? Hören wir die Antwort eines bekannten, an den Arbeiten des Konzils aktiv beteiligten römisch-katholischen Theologen, M.-D. Chenu. So wie auch das Vatikanum selbst geht er von der Beobachtung der Umbrüche der Zeit aus. Das entscheidende Zeichen der Zeit sieht er in der „zunehmenden Sozialisation der verschiedenen Bereiche des menschlichen Lebens“, ein Vorgang, der in seinen Augen Träger großer Verheißungen ist. „Die menschlichen Initiativen und Unternehmungen, die Herrschaft über die Natur, das neue Selbstbewußtsein der Völker, die Kultur des Geistes und die Bildung des Herzens sind keine zufälligen Entwicklungen.“ Sie sind vielmehr eine Frucht des Evangeliums und schaffen im Menschen „die Bereitschaft für die Inkarnation des göttlichen Lebens“. Sie bleiben zweideutig, weil sie mißbraucht werden können; sie sind aber insofern bedeutungsvolle Zeichen, als sie auf Gottes Absicht in der Geschichte hinweisen. „Sie haben einen Sinn . . ., der über das bloße Faktum hinausreicht. In den Ereignissen, die diese verheißungsvollen Entwicklungen in das menschliche Bewußtsein heben, . . . kann der Glaube die Pläne Gottes, des Schöpfers und Erlösers, lesen.“⁷

Eine Äußerung Jürgen Moltmanns einige Jahre später ist weit umsichtiger. In seinem Buch über die Kirche unterscheidet er zwischen zwei Tendenzen. Während die einen in den geschichtlichen Ereignissen, vor allem in den revolutionären Umbrüchen, Vorzeichen des Endes sehen, interpretieren sie die anderen als Hinweise auf das kommende Reich. „Nun behaupte ich, dem Menschengeschlecht nach den Aspekten und Vorzeichen unserer Tage die Erreichung dieses Zwecks und hiemit zugleich das von da an nicht mehr gänzlich rückgängig werdende Fortschreiten zum Besseren auch ohne Sehergeist voraussagen zu können“, konnte Immanuel

⁶ Er wird z. B. in dem Bericht „Christus – die Hoffnung für die Welt“ gebraucht, vgl. Einerlei Hoffnung eurer Berufung. Sammelband der Studienhefte zur zweiten Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen, Zürich/Frankfurt 1954, 392.

⁷ M.-D. Chenu, Les signes des temps, in: Nouvelle Revue Théologique 87, 1965, 29–39.

Kant im Anschluß an das „Zeichen“ der Französischen Revolution sagen. Moltmann will sich weder mit der einen noch der anderen dieser Tendenzen identifizieren. Er weist – wie ich denke, mit Recht – darauf hin, daß im Neuen Testament das Zeichen der Zeit Jesus Christus selbst ist, sein Auftreten und Wirken, seine Verkündigung. Alles kommt auf die Gemeinschaft mit ihm an, die „Verkündigung des Heils darf nicht durch Spekulationen über einen geheimen Heilsplan Gottes abgelöst werden“. In seltsamem Widerspruch zu dieser Aussage sagt er aber dann: Die Krisen, die durch das Kommen Christi hervorgerufen werden, „sind nicht die Vorzeichen der totalen Krise, sondern immer nur Zeichen bestimmter konkreter Konflikte . . . Geschichtliche und persönliche Krisen sind nicht Zeichen des jüngsten Gerichts, denn sie sind immer zugleich geschichtliche Chancen. Die Zeichen . . . sind darum nicht als Zeichen des Endes zu verstehen, sondern als das, was sie sind, Zeichen der Geschichte“.⁸

Das Buch ist dem Ökumenischen Rat der Kirchen gewidmet und bringt grosso modo das Verständnis der „Zeichen der Zeit“ zum Ausdruck, das in der ökumenischen Bewegung lange Zeit vorherrschte. Hält es aber näherer Betrachtung stand? Wird es vom biblischen Zeugnis wirklich getragen? Zunächst muß es ja schon vorsichtig stimmen, daß der Begriff der „Zeichen der Zeit“ im Neuen Testament nicht geläufig ist. Zwar ist in verschiedenen Zusammenhängen sowohl von Zeichen (σημείον) als auch von Zeit (καιρός) die Rede. Die Verbindung der beiden Worte ist aber selten⁹ und hat jedenfalls nicht genügend Gewicht, um als Schlüsselbegriff angesehen werden zu können. Das heißt nicht, daß das Neue Testament nicht von der Aufgabe redete, dem Gang der Geschichte mit wachen Sinnen zu folgen. Was sagen aber die Ereignisse? Im Grunde immer dasselbe: daß die Geschichte auf den Augenblick zuläuft, wenn der jetzt noch verborgene Christus in Herrlichkeit erscheinen wird. Zeichen der Zeit sind Ereignisse, in denen etwas von dieser verborgenen Realität durchscheint. Sie sind immer eine Einladung zur Umkehr: zu dem Gott, der in Christus die Geschichte zu ihrer Vollendung führt. Der Weg zum Ziel bleibt in vieler Hinsicht im Dunkeln. Weder Zeit noch Stunde sind bekannt. Gottes Handeln kann ungeahnte Wendungen nehmen. Niemand kann ausschließen, daß der Weg möglicherweise in die totale Krise führt. Weder Zerfall noch Unheil sind aber ein Grund zum Erschrecken. Indem die Zeichen von Gottes befreiender und richtender Gegenwart reden, weisen sie über alle Zerstörung hinaus. Zeichen der Zeit rufen in Erinnerung, daß diese Welt weder in ihren Höhen noch in ihren Tiefen als ewig anzusehen ist. Sie machen augenfällig, wo Gottes Ordnung verletzt und das dem Menschen gesetzte Maß überschritten worden ist. Indem sie von Illusionen und falschen Hoffnungen befreien, geben sie die Freiheit zurück, die in den Zwängen und der Unübersichtlichkeit der Geschichte immer wieder verloren zu gehen droht. Sie stellen vor allem die Gemeinschaft der Liebe

⁸ J. Moltmann, *Kirche in der Kraft des Geistes*, München 1975, 1989², 53ff, 66.

⁹ Einzig bei Matthäus findet sich der Ausdruck „Zeichen der Zeiten“ (16,3).

wieder her, auf die es in der Erwartung von Gottes Zukunft mehr als auf alles andere ankommt.

VI

Was heißt das für die ökumenische Bewegung? Ist sie damit, daß ihr erklärtes Ziel ein Stück weit in Frage gestellt ist, gegenstandslos geworden? Müssen wir es hinnehmen, daß die in der ökumenischen Bewegung durch Jahrzehnte mühsam aufgebaute Gemeinschaft wieder auseinanderbricht? Ist es nicht zu vermeiden, daß die Kirchen den Rückzug antreten und sich wiederum in engeren Kreisen bewegen? Müssen wir uns damit abfinden, daß traditionalistische Positionen und allerlei – seien es sektiererische oder auch progressive – Verengungen des Evangeliums das Feld beherrschen? Und muß es dabei bleiben, daß die ökumenische Theologie sich darauf beschränkt, diese Entwicklung zu kommentieren und so gerade festzuschreiben – etwa durch tiefsinnige Erwägungen über Identität, Identitätsverlust und Vielfalt in der Kirche?

Alles in uns, denke ich, sträubt sich dagegen. Die Bemühung um die weltweite Gemeinschaft der christlichen Kirchen hat nichts von ihrer Aktualität eingebüßt. Gemeinschaft über konfessionelle und nationale Grenzen hinweg ist so dringend wie eh und je, ja sie ist in dieser neuen Situation, die entstanden ist, die Voraussetzung für ein sinnvolles Zeugnis. Die Kirchen würden in Widerspruch mit der von ihnen verkündigten Botschaft geraten, wenn sie dem allgemeinen Trend der „Entsolidarisierung“ erliegen. Wie könnten sie vor Gott und sich selbst bestehen, wenn sie sich von den Opfern der heutigen Entwicklung abkoppelten? Wie könnten sie das Evangelium überhaupt noch verkündigen, wenn sie sich dem Werk der Zerstörung in Gottes Schöpfung nicht entgegenstellten? Die Trennung der Kirchen ist möglicherweise noch nie so gespenstisch und so wenig zu rechtfertigen gewesen wie heute. Der Test der ökumenischen Bewegung ist heute, inwieweit sie zu einem aufeinander abgestimmten Zeugnis zu kommen vermag, das die Kirchen instandsetzt, an der Seite der Unterdrückten zu stehen und für die leidende Schöpfung Partei zu nehmen.

Wie kann das aber geschehen? Woher wird die Kraft zu einem neuen Aufbruch kommen? Einzig dadurch, denke ich, daß wir tiefer in jene Hoffnung hineinwachsen, die auf der Gemeinschaft mit Christus, seinem Kreuz und seiner Auferstehung beruht und sich nicht auf irgendwelche geschichtlichen Erwartungen abstützt. Einzig dadurch, daß wir das Kommen des Reiches noch radikaler von Gottes Initiative erwarten, der sich auch gegen uns und unser Versagen durchsetzen wird. Einzig dadurch, daß wir noch ausschließlicher auf die Kraft der Auferstehung setzen, durch die die Opfer der Zerstörung in ihr Recht eingesetzt und die Schöpfung in ihrer Schönheit wiederhergestellt werden. Und schließlich dadurch, daß wir eins werden, diese Botschaft in diese Welt zu tragen, deren menschliche Hoffnungen durch die Erfahrung immer von neuem enttäuscht und verneint werden. Die Gemeinschaft in der ökumenischen

Bewegung wird dadurch wachsen, daß die Kirchen einander in der Gewißheit dieser Hoffnung zu festigen suchen.

In dieser Hoffnung werden wir frei, das Ausmaß der Krise, in der wir uns befinden, ohne Abstriche anzuerkennen. Die Versuchung ist groß, sie zu verdrängen oder ihre Bedrohlichkeit so herabzumindern, daß sie keine wirkliche Bedrohung mehr darstellt. Dieser Vorgang ist heute auf vielfältige Weise im Gang. So kann zum Beispiel die ganze Aufmerksamkeit einem Teil der Krise zugewandt werden, das Engagement für die Armut des Südens kann gegen das Engagement für mehr ökologische Verantwortung ausgespielt werden, oder – bei uns weit häufiger – gerade umgekehrt: die Notwendigkeit ökologischer Maßnahmen kann gefordert werden, als ob nur unsere Umwelt in Gefahr wäre, obwohl die Krise globalen Charakter hat und isoliert von der Frage nach der Gerechtigkeit keine Lösung finden kann. Ein besonders instruktives Beispiel in diesem Zusammenhang ist die Verwendung des an sich hilfreichen und weiterführenden Begriffs der „nachhaltigen Entwicklung“ (sustainable development), der seit der Veröffentlichung des Brundtland-Berichtes „Unsere gemeinsame Zukunft“ in Umlauf gekommen ist. Gemeint ist damit eine industrielle Produktion, die den Erfordernissen der Ökologie gerecht wird. Die Schwierigkeit bei der Verwendung des Begriffs ist, daß die Vereinbarkeit von Ökonomie und Ökologie im allgemeinen als nahezu selbstverständlich vorausgesetzt wird. Nachhaltige Entwicklung kann, so meint man, durch Korrekturen, allenfalls eine „Kursänderung“, verwirklicht werden, macht aber keine wirkliche Neuorientierung des Denkens, Handelns und Produzierens erforderlich – eine Voraussetzung, die langfristigen ökologischen Perspektiven kaum standhält. Die Selbsttäuschung findet aber nicht allein auf höchster politischer Ebene, sondern auf subtile Weise auch auf geistlicher und psychologischer Ebene statt. Die Rede von der Krise wird als Moralismus apostrophiert und die Befürchtung ausgesprochen, daß zu große Forderungen jeglicher Motivation ein Ende bereiten.

In dieser Hoffnung werden wir aber nicht nur frei von Selbstbetrug, sondern auch von der nekrophilen Lust am Unheil. Der Pessimismus, der eine gewisse Befriedigung daraus zieht, die Zukunft in den düstersten Farben zu malen, ist weit verbreitet. Es entsteht so etwas wie eine trügerische Freiheit, wenn aufgrund schwarzer Analysen jeder Aufbruch von vornherein als sinnlos erklärt wird. Die Hoffnung auf Gottes Reich öffnet aber die Kirche von innen heraus und treibt sie dazu, dieser Welt, ob sie nun besteht oder vergeht, in der Kraft von Gottes Ja zu begegnen. Die Möglichkeit des Endes, mit dem zu rechnen ist, dispensiert nicht vom Engagement. Diese vergehende Welt ist nicht ohne Wert; sie wird von Gott geliebt, und diese Liebe soll aufscheinen können. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Juan Luis Segundo, einem der scharfsichtigsten unter den lateinamerikanischen Befreiungstheologen. Die Revolutionäre, sagte er, konzentrieren ihre Aufmerksamkeit so sehr auf den großen Durchbruch, daß sie die Zeit der Gefangenschaft vernachlässigen. Was wir brauchen, ist eine „Kultur des Wartens“ in der Gefangenschaft. Gilt das nicht *a for-*

tiori von der Erwartung des Reiches? So negativ die Bilanz sein mag, die wir zu ziehen haben, ist uns doch jede geistliche Flucht nach vorne verwehrt. Die Gegenwart dessen, der kommt, läßt uns diese vergehende Zeit ernstnehmen, und vielleicht liegt die Chance der ökumenischen Bewegung gerade darin, daß sie uns den Ort anbietet, an dem wir diese Kunst und Kultur des Wartens gemeinsam neu erlernen können.

In dieser Hoffnung erhalten auch die klassischen Ziele der ökumenischen Bewegung – Mission, Einheit und Dienst – wieder ihren guten Sinn.

Mission erhält allerdings eine neue Ausrichtung. Der Auftrag, das Evangelium *bis an die* Enden der Erde zu tragen, ist in den letzten beiden Jahrhunderten auf überraschende Weise in hohem Maße erfüllt worden. Es gilt jetzt, die Botschaft der Hoffnung *an den* Enden der Erde zu verkünden. Die Aufgabe besteht jetzt in erster Linie darin, den Beweis zu erbringen, daß in dieser bedrohten Welt Freiheit und Liebe überhaupt möglich sind, eine Gemeinschaft aufzubauen, die Widerstand leistet gegen Ungerechtigkeit, Ausbeutung und Zerstörung, die aufsteht, wenn ganze Völker – wie es heute immer häufiger geschieht – von der öffentlichen Meinung als nicht „überlebensfähig“ abgeschrieben werden, die sich auf die Seite der Armen schlägt, ihre Stimme vernehmbar macht und ihre Sache vertritt, eine Gemeinschaft, die deutlich zu machen versteht, daß auch die Schöpfung einer von Gott gesetzten Hoffnung entgegengeht. Es geht darum, bereits jetzt etwas vorwegzunehmen von der Umkehrung der Werte, die Gottes Reich mit sich bringt. Weil Gott auf ihrer Seite steht, sind die Letzten bereits jetzt die Ersten. Die Elenden in dieser Welt sind mehr als nur das Objekt christlicher Nächstenliebe und moralischer Pflichterfüllung, sie sind die „latente Präsenz des kommenden Retters und Richters in der Welt, an dem sich Heil und Unheil entscheiden“¹⁰. Und ist die ökumenische Bewegung nicht der Ort, an dem davon etwas sichtbar werden kann?

Auch das Ziel der *Einheit* behält seine volle Aktualität. Denn die Verkündigung der Hoffnung in einer bedrohten und in sich verhängten Welt kann nur stattfinden, wenn die Kirchen weltweit durch Strukturen verbunden sind, die echte Kommunikation ermöglichen. Eine konziliare Bewegung für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung, wie immer sie im einzelnen konzipiert wird, kann sich auf alle Fälle nur im Rahmen einer „konziliaren Gemeinschaft“ entfalten. Gemeinschaft entsteht aber nicht von selbst. Es bedarf bewußter und konsequenter Anstrengungen, damit die auseinanderstrebenden Kräfte zusammengehalten werden können. Es wäre ein Irrtum, zu denken, daß die Unterschiede zwischen den Kirchen überwunden wären. Unterschiede mögen in den Hintergrund treten. Jede Trennung, die einmal bestanden hat, kann aber wieder neu aufbrechen. Und vor allem haben wir es heute mit neuen Scheidungen zu tun. Die Frage ist darum, wie sich die Christenheit in diesen alten und neuen Fronten zusammenfinden kann. Die Verkündigung der Hoffnung kann zu neuen Konstellationen führen. Die Aufgabe

¹⁰ Moltmann, 146.

könnte zum Beispiel ein Stück weit über den sterilen Gegensatz von konservativen und progressiven Positionen hinausführen. Denn steckt nicht auch in gewissen traditionalistischen Bewegungen ein Stück Widerstand für das Leben?

Auf einer Tagung der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung in Bangalore ist vor einigen Jahren (1978) die Einheit der Kirche als weltweite Gemeinschaft in ein und derselben Hoffnung beschrieben worden. Ausgangspunkt war dabei die Frage, wie es in der Zerrissenheit dieser Welt zu einer solchen Gemeinschaft überhaupt kommen kann. Wie kann von einer Hoffnung die Rede sein in einer Welt, in der, wie damals gesagt wurde, „die Hoffnung des einen der Grund der Verzweiflung des anderen“¹¹ ist? Wie kann es zu einer Partnerschaft kommen, die es ihnen erlaubt, sich gegenseitig als Glieder ein und desselben Leibes Christi anzuerkennen? Diese Vision hat nach wie vor ihre Bedeutung; sie bringt auf einer anderen Ebene dasselbe zum Ausdruck, was mit „konziliarer Gemeinschaft“ gemeint war. Sie ist die Voraussetzung dafür, daß die Kirche zu einem Zeichen der Versöhnung werden kann in einer Welt, in der die Fronten sich verhärten. Ist die ökumenische Bewegung vielleicht der Ort, an dem unter Beweis gestellt werden kann, daß Konflikte nicht als Fatalität hingenommen werden müssen?

Im Blick auf das, was in der ökumenischen Bewegung unter dem Stichwort des *Dienstes* verhandelt wurde, erscheint mir ein Aspekt angesichts der neu entstandenen Situation besonders dringlich.

In der Hoffnung auf Gottes Reich werden wir vielleicht frei, das Maß in Erinnerung zu rufen, das Gott dem Menschen gesetzt hat und das der Ordnung seines Reiches entspricht. Wenn es stimmt, daß das durch die westliche Zivilisation initiierte gesellschaftliche Projekt auf die Dauer nicht durchgehalten werden kann, ist zugleich ausgesagt, daß seine konsequente Durchsetzung zur Überschreitung von Grenzen führt, die ungestraft und ohne Schaden nicht überschritten werden dürfen. Technologische Maßnahmen mögen dieses oder jenes korrigieren. Eigentliche Lösungen setzen aber voraus, daß die Erwartungen im Umgang mit den Gütern dieser Welt zurückgestuft werden. Wie wahrscheinlich ist aber eine solche Wandlung? So unwahrscheinlich sie ist, gehört es doch zum Auftrag der Kirche, diese Einsicht zu vertreten. Sie wird sich in der Öffentlichkeit für entsprechende politische Forderungen einsetzen. Noch wichtiger ist aber vielleicht, durch ihren eigenen Lebensstil vor Augen zu führen, daß ein Umdenken in dieser Hinsicht möglich ist. Ein seltsamer Bruch hat stattgefunden: Während Jahrhunderten galt der asketische Umgang mit den Gütern der Welt als unerläßliche Voraussetzung für wirkliche Freiheit. Genügsamkeit (*αὐτάρκεια*) war ein selbstverständliches Kennzeichen des christlichen Lebens. „Denn wir haben nichts in diese Welt hineingebracht: so ist offenbar, daß wir auch nichts hinausbringen werden. Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, sollen wir uns

daran genügen lassen.“ (1Tim 6,7f) Sowohl Askese als auch Genügsamkeit sind aus dem christlichen Vokabular inzwischen nahezu verschwunden. Und doch werden wir durch die Frage nach dem Maß, das mit Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung verträglich ist, neu dazu zurückgeführt. Ist vielleicht die ökumenische Bewegung der Ort, an dem diese vergessene Tradition wieder entdeckt und belebt werden kann?

VII

Ich will mit folgender kurzer Überlegung schließen. Von jeher ist in der ökumenischen Bewegung die Taufe als das Zeichen angesehen worden, das die Christen über die Grenzen der Konfessionen miteinander verbindet. Zwar sind wir von der vollständigen gegenseitigen Anerkennung der Taufe nach wie vor weit entfernt. Einigkeit herrscht aber doch darüber, daß die Taufe das Zeichen der Gemeinschaft mit Christus ist und darum über die Grenzen der einzelnen Kirchen hinausweist. Jedesmal, wenn ein Mensch – als Erwachsener oder als Säugling – getauft wird, wird im Grunde die Spaltung der Kirche in Frage gestellt, jedesmal werden wir aufgerufen, jener umfassenderen Gemeinschaft zwischen den Kirchen größeren Raum zu geben.

Die besondere Aktualität der Taufe für die ökumenische Bewegung heute besteht darin, daß sie uns die Hoffnung in Erinnerung ruft, die in der Gemeinschaft mit Christus liegt. Sie ist das Zeichen dafür, daß Gottes Hand auf uns gelegt ist und weder Anfechtungen von innen noch Bedrohungen von außen je das letzte Wort haben werden. Sie ist das Zeichen dafür, daß wir mit allen, die die Taufe empfangen haben, in eine Gemeinschaft der Hoffnung hineingestellt sind, die auch im Zerfall und in zunehmenden Konflikten zu leben, zu widerstehen und vielleicht sogar zu wachsen vermag.

Die Taufe ist bereits in der frühesten Zeit der Kirche als Siegel (*σφραγίς*) bezeichnet worden. Das Bild ist klar: Siegel sind dazu da, den Anspruch auf Eigentum zum Ausdruck zu bringen und jeden unberechtigten Zugriff von außen abzuwehren. Manche Exegeten sind der Meinung, daß der Ursprung dieses Bildes beim Propheten Ezechiel zu suchen ist, in dem Befehl, den Gott dem Propheten erteilt: „Gehe mitten durch Jerusalem und zeichne ein Kreuz auf die Stirn derer, die traurig sind und klagen über all die Greuel, die in der Stadt geschehen“ (Ez 9,4). Wie immer es mit diesen Zusammenhängen im einzelnen stehen mag, wird durch das Zeichen der Taufe die Verheißung besiegelt, daß Gott über die Geschichte unseres Versagens hinweg alle Dinge neu macht. Und indem sie diesen Horizont eröffnet, muß es dann auch nicht mehr dazu kommen, daß, wie es im Matthäusevangelium (24,12) heißt, „die Liebe in uns erkaltet“.

¹¹ G. Müller-Fahrenholz (Hg.), Bangalore 1978. Beiheft zur Ökumenischen Rundschau 35, Frankfurt a. M. 1979, 52.